

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 46.

Montag, den 24. November.

1924.

### Die Dame im Rollstuhl.

(17. Fortsetzung.)

Roman von Sven Elvestad.

(Nachdruck verboten.)

„Nun, die Sache beginnt also sich zu klären. Ich möchte hierzu nur bemerken, daß Sie mir noch vor vier- undzwanzig Stunden ein recht weitgehendes Vertrauen schenkten. Sie beehrten u. a. sogar auch meinen Beistand.“

„Das will ich Ihnen näher erklären“, sagte Franklin, dem es sehr peinlich zu sein schien, sich in dieser Weise an der Person Asbjörn Krag's vergreifen zu müssen. „Wir kannten ja Ihren Namen und Ihren Ruf, wir wußten, daß Sie Ihre Hände mit im Spiel hatten, daher konnten wir daran denken, Sie für uns zu gewinnen. In dem Augenblick, da Sie das ablehnten, und wir damit rechnen mußten, eventuell mit den Interessen einer Norwegerin in Konflikt geraten zu können, außerdem auch verschiedene verdächtige Manipulationen Ihrerseits beobachteten, kamen wir zu der Überzeugung, daß Ihre und unsere Absichten sich in dieser Angelegenheit absolut nicht vereinen ließen. Wir sahen uns also gezwungen, Sie unschädlich zu machen.“

„Sie auch?“ bemerkte Krag lächelnd.

Der Amerikaner zuckte zusammen.

„Ist denn noch jemand hier?“ fragte er.

„Fahren Sie fort“, sagte Krag, „damit wir möglichst rasch mit der Sache zu Ende kommen. Das ist eine unerträgliche Lage für mich. Darf ich Sie fragen, ob Sie mit meiner Haushälterin in der gleichen Weise verfahren sind, und ich aus diesem Grunde vergeblich nach ihr geklingelt habe?“

Wenn Sie drei Stunden später nach ihr klingeln wollen, wird sie sich sicher mit der gewohnten Pünktlichkeit einstellen“, lautete die Antwort. „Früher jedoch nicht. Bis dahin dürften Sie aber ihre Hilfe auch nicht brauchen.“

„Ich möchte Sie daran hindern, ein Verbrechen zu begehen“, sagte Krag. „Sie erklärten soeben, daß Sie wußten, wer ich bin. Ich kann Ihnen nur verraten, daß ich auch weiß, wer Sie sind.“

„Zwei Amerikaner, die für eine gute Sache kämpfen.“

„Wie Sie wissen“, fuhr Krag fort, ohne auf diese Worte zu achten, „sandte ich vor einigen Tagen ein paar Telegramme nach Amerika.“

„Jawohl.“

„Die Chicagoer Polizei antwortete mir, daß sie mir die gewünschte Auskunft nicht erteilen könne.“

„Das wissen wir alles“, sagte der Amerikaner, „das hat nun keine Bedeutung mehr für uns.“

„Schön. Aber nun weiß ich auch, aus welchem Grunde man mir die verlangte Auskunft verweigerte.“

„Und zwar?“

„Nun, aus dem einfachen Grunde, daß „Montrose“ eben eine von den telegraphischen Adressen der Chicagoer Polizei selbst ist, und daß Sie, meine Herren, von eben dieser Polizei gesandt sind.“

Die Amerikaner sahen den Detektiv scharf an. Dann sagte Franklin:

„Sie haben recht. Wir wurden auch sofort von Chicago aus telegraphisch darüber unterrichtet, daß von hier aus eine Anfrage gekommen sei. Das war die Veranlassung zu unserem ersten Besuch bei Ihnen.“

Dann erhielten wir ein Telegramm, das kurz und gut lautete: „Hüten Sie sich vor dem Montrosemann!“ Ich weiß nicht, was Sie depechiert haben können, das diese Warnung nötig machte. Wir haben in dieser Sache sehr viel zu riskieren. Wir glauben, einem gefährlichen Verbrecher auf der Spur zu sein, und können unser Risiko nicht erhöhen, indem wir Sie in dem Moment frei umhergehen lassen, in dem die Angelegenheit sich auf dem entscheidenden Punkt befindet. Das sei unsere Entschuldigung für unser merkwürdiges Auftreten. Aber wir versprechen Ihnen natürlich, jede mögliche Rücksicht auf Sie zu nehmen. Sie baten uns um einen Dienst. Lassen Sie hören, was Sie wünschen.“

„Ich möchte wissen, wieviel Uhr es ist, auf die Minute.“

Die Amerikaner waren verblüfft. Dann zog Mr. Franklin die Uhr.

„Es ist genau sieben Minuten über 10 Uhr“, antwortete der amerikanische Detektiv — wie wir ihn nun nennen dürfen.

Asbjörn Krag entschlüpfte ein Kraftwort, etwas, was ihm lange nicht passiert war.

„Dann, meine Herren, haben wir bereits sieben Minuten verloren“, sagte er, „denn nicht wahr, der Ball sollte um Punkt 10 Uhr beginnen?“

Die anderen wurden offenbar ein wenig unruhig.

„Der Ball beginnt nicht, ehe wir da sind“, sagte Mr. Franklin, „wir sind es ja, die die ganze Sache arrangiert haben.“

Nun mußte Krag laut aufschreien, ein ungeduldiges, häßliches Lachen, das den Amerikaner zusammenzuden ließ.

„Die Hauptteilnehmer des Balles sind, soweit ich vermute, die franke Dame im Rollstuhl, Frau Habermann, der Bräutigam der Gelähmten . . .“

Die Amerikaner sahen Krag fragend an.

„Der Bräutigam —? Davon wissen wir nichts. Aber die beiden genannten Damen kommen allerdings. Es ist uns durch vieles Überreden gelungen, sie dafür zu gewinnen.“

„Und weiter niemand außer den anderen Pensionären?“ fragte Krag.

„Noch einer käme allerdings in Betracht, aber wir sind uns noch nicht klar über seine Existenz.“

„Und er ist doch sicher der gefährlichste von all den tanzenden Herren?“

„Er bewegt sich in der Peripherie“, sagte der Amerikaner, „doch wir haben den ganz bestimmten Argwohn, daß er es ist, der alle Fäden in der Hand hält. Und ihm haben wir die ganze Geschichte zu verdanken.“

„Kennen Sie seinen Namen?“ fragte Krag.

„Er führt viele Namen, und der eine ist ebenso berechtigt wie der andere. Zuletzt nannte er sich Harry Lewis. Er ist einer der gefährlichsten Verbrecher Amerikas.“

„Wissen Sie, wie er aussieht?“

„Allerdings. Ich sah mich einmal der Mündung seines Revolvers gegenüber“, sagte Mr. Franklin ernst.

„Und wenn Sie ihn nach Amerika überführen könnten?“ fragte Krag.

„Run“, lautete die Antwort, „bei der Abtheilung A. ist ein Platz als Vizechef frei. Der wäre mir sicher.“

### Dreihundzwanzigstes Kapitel.

#### Der Bund.

Es war klar, daß die beiden Amerikaner sich nur durch die zwingende Macht der Verhältnisse zu dieser brutalen äußersten Maßregel gegen Asbjörn Krag hatten treiben lassen.

Sie hatten tatsächlich geglaubt, daß der norwegische Detektiv in irgendwelchen Beziehungen zu der verbrecherischen Bande stünde. Und sie hielten es für so unendlich gewagt, ihn frei umhergehen zu lassen, daß sie keinen anderen Ausweg fanden als den, ihn für ein paar Stunden unschädlich zu machen.

Aber nun, als sie sich der Einsicht näherten, daß Krag die Sache ebenso beurteilt und behandelt wie sie selbst, horchten sie auf und fürchteten, durch ihre Maßregel gerade das hervorzurufen, was sie verhindern wollten.

Krag bewahrte beständig seine Ruhe und Fassung. Er wußte ja, wie leicht sich ein Mann mit Fesseln an den Handgelenken lächerlich macht, wenn seine Bewegungen lebhaft werden.

Aber die Zeit, die verlorenen Minuten, das war eine harte Probe für ihn. Käme er zu spät, so wären wahrscheinlich alle bereits aus dem Nest geflogen.

„Wollen Sie nun meine Hände befreien“, sagte er, „oder bedürfen Sie noch weiterer Beweise dafür, daß ich nicht auf der Seite der Bande stehe?“

Die Amerikaner waren noch immer ein wenig unsicher. Mr. Franklin fragte:

„Kennen Sie Harry Lewis?“

„Ich habe seinen Namen gehört“, antwortete Krag, „auch gesehen habe ich ihn.“

„Ist das lange her?“

„Nein.“

„Wir fürchten, daß er es ist, der dieses Mal die Führung in der Hand hat“, murmelte der amerikanische Detektiv. „Wie ich Ihnen sagte, ist er einer der gefährlichsten Verbrecher Amerikas“, fuhr er fort.

„Ich weiß es“, sagte Krag.

„Seine Verhaftung würde von New York bis zum Stillen Ozean das größte Aufsehen erregen.“

„Wohl möglich.“

„Doch wäre er tatsächlich hier in Kristiania, so würden auch wir drei nicht genügen gegen ihn, wie Sie sich denken können. Bisher ist es noch keinem amerikanischen Polizisten gelungen, im Kampf mit ihm irgendwelchen Erfolg zu erringen.“

„All das läßt ja auf einen ungewöhnlichen Menschen schließen.“

„Er ist in seiner Art ein großer Mann“, sagte der Amerikaner. „Aber wo glauben Sie, könnte er sich im Falle seiner Beteiligung an der Sache befinden? Ob er sich wohl noch hier in der Stadt aufhält?“

„Ganz sicher.“

„In der Pension?“

„Nein.“

„Woher wissen Sie das bestimmt?“

Krag wich der Frage aus.

„Harry Lewis tanzt nicht. Wenigstens nicht mehr hier im Lande.“

Der Amerikaner fuhr auf.

„Meinen Sie, er sei tot?“ fragte er.

„Keineswegs.“

„Sie äußern sich so zurückhaltend. Wissen Sie, wo er ist?“

„Das weiß ich.“

„Können Sie es uns verraten?“

„Das kann ich.“

„Ist er weit von hier?“

„Durchaus nicht.“

„So sagen Sie es uns doch.“

„Öffnen Sie meine Fesseln“, sagte Krag.

Der Amerikaner zauderte noch immer. Aber nun hatte Krag keine Zeit mehr zu verlieren.

„In meiner linken Tasche liegt ein Revolver“, sagte er, „nehmen Sie ihn heraus.“

Danzschmann folgt.

## Amerikanische Hotels.

Von Rudolf Lothar.

Vor mir liegt eine Nummer der Zeitung „Draze a Dan“. Das ist eine Wochenschrift die vom Drake-Hotel in Chicago herausgegeben wird und nichts anderes enthält als Nachrichten aus dem Hause die Liste der Gäste Interviews mit den wichtigsten darunter und Artikelchen über die Korruption, die im Drake absteigen. Natürlich mit Photographie. Die Hotelzeitung – ich habe in Europa nie etwas Ähnliches gesehen – liegt in jedem Zimmer und ist von einer Redaktrice geschrieben und amüsanter zusammengestellt. Auf der ersten Seite sind nicht nur die Aufsichtsräte des Hotels verzeichnet sondern auch alle Annehmlichkeiten die das Haus seinen Gästen bietet: Barbierstube und Chiropraktiker Hotelarzt und Hotelapotheke Schneiderei und Wäscherei Stenograph und Blumenhandlung Eisenbahnbureau und Radiostation. Unter den Persönlichkeiten die den Gästen zur Verfügung stehen findet sich auch die Kofe und die Pflegerin und selbstverständlich wird auch das Lokal angeführt wo die Damen ihre Schuhe putzen lassen können. Denn bekanntlich werden in den amerikanischen Hotels die Schuhe der Gäste niemals gepunkt. Gegen Schuhputzen hat der Amerikaner eine ausgebrochene Idiotenkrankheit. Es erscheint ihm als die niedrieste der Beschäftigungen. Und so überläßt er sie den Negern. In jedem amerikanischen Hotel ist meistens neben der Barbierstube ein Marmoraal mit erhöhten Sitzen wo Negern den Schuhen der Kunden einen schabelhaften Glanz verleihen. Der Luxus eines amerikanischen Hotels betreibt einen Europäer genau so wie der Mangel an Klimaanlage. Klimaanlage ist eine in amerikanischen Hotels unbekanntes Beschäftigung. Wer einen Wunsch hat muß telefonieren. Er wird dann mit jener Office verbunden in deren Ressort die Erfüllung des Wunsches fällt. Darum gibt es kein Zimmer ohne Telefon ebenso wie es kein Zimmer ohne Bad gibt. Selbstverständlich gibt es im Badzimmer nicht nur heißes und kaltes Wasser sondern auch Eiswasser. Und einen Überfluß an Handtüchern. Dieser Handtücherüberfluß ist auch in der Eisenbahn Regel. Im Toiletteraum der zu unserem Coupé im Eisenbahnwagen gehörte waren immer ein Dutzend Handtücher vorhanden.

So lüppig und reich das Badzimmer mit Handtüchern, so ist auch der Schreibtisch mit Schreibutensilien ausgerüstet. Man entdeckt in der Lade des Schreibtisches nicht nur ein halbes Dutzend neuer Federn sondern auch Briefpapier und Kuverts Telegrammformulare und Wäscheformulare und so, wie jeden Fall auf dem Schreibtisch ein neues, lauber in Papier gewickeltes Stück Seife erwartet findet er auch immer auf seinem Schreibtisch ein volles Tintenfaß. Das sind gewiß Kleinigkeiten. Aber ich erwähne sie weil in europäischen Gasthöfen auch ersten Ranges diese Kleinigkeiten nur angedeutet, aber meistens nicht vorhanden sind. Die Schreibmappe ist da aber ohne Papier. Im Tintenfaß ist die Tinte eintaetrocknet und mit der Feder kann man nicht schreiben.

Es ist selbstverständlich daß in dem maschinellen Land Amerika auch ein Hotel wie eine gut gehende Maschine funktioniert. Trotz oder wegen seiner vielen gesonderten Ressorts. Im amerikanischen Hotel keine Kofee aufzugeben, ist ein Verbrechen. Man sagt dem Chef des Gepäckdepartements, daß man mit dem oder jenem Zuge da und dorthin zu reisen gedenkt. Eine Stunde vor Abgang des Zuges wird das Gepäck abgeholt und wenn man an seinem Bestimmungsort eintrifft, findet man es bereits im Hotel. Da jeder Reisende 100 Kilogramm Freigewicht hat, braucht man für die Gepäckbeförderung auch nichts zu bezahlen.

Das Prinzip des amerikanischen Hotels ist, dem Gast jede Bequemlichkeit und jede Unterhaltung zu bieten, die er auf Reisen wünschen kann. Darum haben alle Hotels nicht nur Konzertsäle und Tanzsäle sondern viele von ihnen besitzen auch ein eigenes Theater und selbstverständlich auch ein eigenes Kino. Hat nun gar ein Hotel die Möglichkeit, sich mit Gartenanlagen zu umgeben dann fehlt in diesem Garten weder Golf noch Tennis noch ein großes Schwimmbassin. Das Schwimmen ist aber nicht nur Sport, sondern auch Schauspiel. Um das Bassin herum sind Tribünen für Zuschauer angebracht und man sieht dem Baden ebenso interessiert zu wie am Abend dem Tanzen. Eine der schönsten Badeanlagen fand ich im Ambassador-Hotel in Los Angeles. Diese Schwimmbäder im Park haben keine Kabinen. Man geht im Badeanzug aus seinem Hotelzimmer in den Garten und ins Bad. Ich bemerkte nebenbei daß die Amerikanerin up to date ganz angeschlossen badet. Sie hat ein leidenes Badel Kleid trägt Strümpfe und Schuhe und man sieht weniger von ihrer Haut als abends beim Tanzen.

Das Trinkgeld ist wie es in Amerika allgemein heißt, eine europäische Gewohnheit und im Prinzip ganz und gar unamerikanisch. Es gibt sogar Staaten in der Union wie Süd-Carolina wo es gänzlich verboten ist. Aber sonst werden Trinkgelder natürlich überall angenommen, wenn auch nirgend verlangt. Wer aber zu viel Trinkgelder gibt, der macht sich lächerlich. In einem eben erschienenen Buch über die Etikette sagt die Verfasserin daß ein Übermaß im Trinkgeldgeben entschieden „vulgär“ ist.

Das Trinkgeld für das Zimmermädchen läßt der Amerikaner im Bett liegen. Er weiß, daß auf diese Weise das Zimmermädchen es unbedingt finden muß. Kaum ist das Trinkgeld in Amerika aufgetaucht, so kündigt sich schon eine Bewegung dagegen an. Man versucht es mit Trinkgeldabschlösa in Form eines Zuschlags auf die Rechnung. Und eine Teststube in der 5. Avenue in New York ist sehr stolz darauf, daß sie zuerst diesen Vorschlag auf ihrer Menuliste gemacht hat.

Die amerikanischen Hotels streben alle ins Gigantische. Es gibt solche, die gleichzeitig Tausende von Gästen beherbergen können. Aber trotzdem lassen auch die großen Hotels die Sorge um ein „gemüthliches“ Wohnen nicht aus dem Auge. Zur Gemüthlichkeit gehört der gesellschaftliche Verkehr. Und nicht nur der Tanz vor für die Anknüpfung von Bekanntschaften. Es gibt auch in vielen großen Hotels Hausdamen, die die Gäste miteinander bekannt machen ein neu Ankommender wird gefragt, ob er Bridge spielt und einen Partner braucht. In den kleinen Gasthöfen der guten alten Zeit war es selbstverständlich, daß die wenigen Gäste eine Familie bildeten. Es ist der Ehrgeiz des großen amerikanischen Hotels, daß der Fremde sich im Hotel nicht wie in einem Hotel sondern wie zu Hause fühlt. So entwickelt sich denn in jedem Hotel ein gesellschaftliches Leben, das im Hotel sein Zentrum und seine Begrenzung findet. Die Gäste kommen nach und nach in Kontakt miteinander. Wenn das in einem europäischen Hotel geschieht ist das Zufall. In Amerika ist es Absicht. So unperönlich eine Hotelmaschinenerei aussieht, jedes amerikanische Hotel hat doch sein eigenes Gesicht. Und es sind die Gäste die ihm die Physiognomie geben. Ich sprach bisher nur von den großen Hotels in den großen Städten. Diese Hotels werden jeden Tag vollkommener. Eben wird wieder ein neues Hotel in Chicago gebaut, das mitmilde sein wird, über 2000 Gäste zu beherbergen und das an Komfort alle Hotels der ganzen Welt übertreffen soll.

Wie man aber in die Kleinstadt kommt, werden die Hotels fürchterlich. Das nette, gemüthliche, wohnliche Kleinstadthotel Europas ist drüben unbekannt. So ideal das Großstadthotel ist, so rückständig ist das Kleinstadthotel. Aber dafür gibt es einen Trost: Wie jeder Soldat den Marktschallstab im Tornister trägt, so trägt in jeder amerikanischen Kleinstadt der Keim zur Großstadt. In der amerikanischen Stadt gibt es kein Stillstand, alle entwickeln sich. Und aus allen miserablen Provinzhotels von heute werden eint in naher oder ferner Zukunft wohl prunkvolle Hotelpaläste werden.

## „Den Wolf auslassen.“

Von Siegfried von Veerac.

Wenn die Tage kürzer und die Nächte dunkler werden, wenn die Hirtenfeuer rot im Nebel des Herbstes lodern und qualmen dann rüsten sich die Hütgebuben im Bärrischen Wald zu einer Feier seltsamer Art. Schon seit dem Antritt merkt man, daß irgend etwas Geheimnisvolles im Ganzen ist, daß räthelhafte Dinge bevorstehen deren tieferen Sinn man nur schwer errathen kann.

Es beginnt damit, daß die halbwüchsiges Buben aller umliegenden Dörfer sich plötzlich mit erbitterter Leidenschaft einem merkwürdigen und vielleicht auch einseitigen Sport hingeben, einem ohrenbetäubenden weithin schallenden Weitschentschnallen. Vom Morgen bis zum Abend, aber besonders wenn es dunkel wird, und bis in die späte Nacht heben die Buben zu dreien, zu vieren oder auch noch mehr auf den abgegrasteten Wiesen herum und lassen mit äußerster Kraftanstrengung ihre eigens zu diesem Zweck hergerichteten endlos langen Federweissen durch die Luft saulen und mit „äbem Rud“ zurücksendend arell wie einen Büchsenknall.

Anfangs denkt man harmlos, sie treiben einfach Antus, es ist Spiel und Uebermut gewöhnliches Weitschentschnallen, wie man es wohl auch sonstwo hören kann. Aber allmählich — das Knallen wird mit jedem Tag immer erbitterter immer toller — merkt man schauernd, dies ist kein Spiel der Laune, dies ist ein lachlich und ernst betriebener Sport, ja noch mehr: ein uralter Brauch, der auf Zeiten zurückgeht als man die Wölfe dadurch vertrieb, ein tieffinniger Kultus, der noch heute mit fanatischer Inbrunst gelebt wird.

Die Weitschentschnaller stehen immer feierlich in Gruppen, jeder schwingt seine Weitsche im Takt und läßt sie einer immer dicht hinter dem andern, in regelmäßigen Abständen knallen. So daß es wie ein Maschinenrausch knattert. Man kann die Fenster schließen, sich die Ohren festhalten — es hilft nichts: man hört es doch! Es knallt von allen Hügel, von allen Wiesen und Weidenläsen und die Berge und Wälder klangen das Knallen auf und werfen es vielfältig weithin schallend, zurück bis in die tiefsten Täler.

Das Belperläuten der fernen Klosterkirche von Rindnach kann nicht dagegen auf, hier wird einem älteren Gott gebietet einem Gott, dessen Ohr das tolle, unhändige Knallen möhlaefälliger ist als das Wimmern und Klagen der Gloden.

Es ist Van, der Gott der Tiere, des Viehs und der Hütgebuben. Und nun, da die Weidzeit zu Ende geht, soll ihm noch einmal für den Schutz der Rinder gedankt werden; das Vieh kommt in die Hürden und Ställe und der „Wolf“ wird ausgelassen“ wie es noch heute heißt, weil das Kind geborgen ist.

Und dies geschieht nach uraltem Brauch am Martiniabend. Noch einmal lodern und qualmen die roten Hirtenfeuer im Nebel des wäten Herbstes. Das Weitschentschnallen erreicht seinen Höhepunkt. Alle Hütgebuben der umliegenden Dörfer versammeln sich oben auf dem grünen Hügel vor dem bald taulendjährigen Burgturm. Jeder, auch der kleinste Bub, hat sich eine ungeheure Kubalode um den Hals gehängt, die er wie rasend schüttelt, daß ein einziger dröhnender, ohrenbetäubender Lärm entsteht, der nur vom tollen Weitschentschnallen übertrifft wird.

Dann plötzlich — Totenstille.

Und der älteste Hütgebube fragt:

„Buama, leid's oft 'lamm doa?“

Der Chor antwortet: „Jo!“

Wieder der Älteste: „Geht loaner medr o?“ (heißt leiner?) Der Chor: „Na!“

Der Älteste: „Buama rieagelt's enk!“ (Schüttelt euch!).

Und drauend wie ein Orkan, lekt das Dröhnen und Grollen der Kubaloden und das tolle Knallen der Weitschen wieder ein. Und nun zieht die ganze Schar der Hütgebuben von Haus zu Haus, jeder muß sie einlassen, jeder traend etwas geben, Bier, Brot oder Geld.

Aber swansia Buben in allen Größen, darunter winnige Knirzle, stehen in unserem Saal und schütteln unermüdet die um den Hals gehängten Kubaloden — ein solcher Hütgebube knallt, daß sogar die sanfteren Hunde mit einacknistendem Schwanz entseht unter das Sofa flüchten. Nur die kleine Habel ist lesia und tiefbetäubt, wenn der Spektakel zu Ende ist und die Buben wieder ins Dorf abziehen und die Freier in der Wirtschaft bei einem Maß Bier zu beselstehen.

Noch knallen die Weitschen noch dröhnen die Kubaloden in der stockfinsternen Nacht.

Aber vom nächsten Tage an herrscht Totenstille, kein Rube rührt die Weitsche an, die Hirtenfeuer sind erloschen, die Rinder lauern im Stall und nur der Wolf streift lünernd durch die Wälder.

## Au lac.

Brief aus Genf.

Sonne auf dem See. Der Himmel tut seine Pflicht. Auf dem Quai du Montblanc und den anderen Ufern ist regies internationales Leben.

Am internationalen See von Genf mit der splendiden Abendhelle der prächtigen dreiarmligen Lampen der Pont du Montblanc ist man ganz fern dieser gebeten Welt des Nachkriegsausgleichs. In diesem Lande, in dem das Leben schon südlich leicht pulstert und auch das Volksleben schon nach der Straße drängt was man auf manchen Gassen auch mit der Nase bemerken kann — in diesen Geenden, in denen statt der deutschen Arbeitshast der Privatmenschen existiert, fühlt man sich wie verwandelt. Auf der hellen Terrasse des Kurkafes mit ihrem Völkeraemisch oder an den Tischen vor dem Café sieht man die vergangene Zeit der Völkertämpfe durchaus nicht heroisch, sondern fern und unbegreiflich. Mit einem Chanton den Kontakt aufzunehmen ist das etnais Gebotene.

Menschen sehen aus den Fenstern, promenieren, plaudern; auch der Arbeiter, der Angestellte kehrt lächlich freier und unbedrückter aus. Er hat seinen Wein, sein gutes Essen, Kleidung, Sonntagsveranstaltungen sind selbstverständlich. Das Leben fließt breiter, Man hat Zeit, viel Zeit.

Impressionisten malten oft das Leben im Englischen Garten (München) oder in den Pariser Anlagen. Das Leben an den Genfer Kais ähneln diesen Bildern. Es ist nichts Seltenes, daß Monsieur den Kinderwagen schiebt oder den kleinen Sportwagen der mit einer Hand zu dirigieren ist. Dunkel und hell zum See wäsend abgemogene Farbe herrscht vor. Romanischer Geschmack. Man fühlt heftig und wirft ihn Eleganz und Büroertum sind streng geschieden. Die ausgestopfte Modedame Pariser Art, Büroertragen aus der Umarmung des Sees die ihren Spaziergange machen, eine elegante Schaudielerin mit einem auf schwarzem Grunde golddurawirkten Mantel der sich — ein einseitiges großes Tuch — Hals und Armen ungezwungen anlegt und mit weißen, langen, schlanken Arm und Gesicht und Hüfte leicht umklammert, ein Bild uralter schönen Hingebendens an See und schönen Taa und eigene Anmut — alles das zieht ungezwungen plaudernd vorüber. Schulmädchen fühlen selbst diese kultivierte Anmut und ihr helles Französisch wie leise Musik vor — si sich mit ihren gar nicht regelhaften Bewegungen. Es ist, als ob diese Luft von Genf Bewegungen lösend das Leben harmonisch sanft dahin aletten läßt. Soaar die Schalterbeamten sind menschlich vmaänslisch. Sie tragen auch nicht die trennende Uniform, sondern freuen sich selbst in ihrem Beruf, der menschlichen Ton nicht zu verfeuern. Das ist übrigens nicht bloß so in Genf, sondern der ganzen Schweiz. Die Uniform tödet den Menschen ganz sicher.

Genf hat nicht so viel alte Straßen wie Lausanne. Nur ein paar in der Genend des alten Kathaules. Und auch nicht so viel alte Brunnen wie Bern, es hat nicht besonders viel Sehenswürdigkeiten, aber sein Leben ist keine Sehenswürdigkeit. Jean Jacques ist seine Chance, aber es hat nicht umsonst seinen Rudolf Köpfer.

Auch in seiner Kunst zeigt sich das. Die Notre-Dame-Kirche auf dem alten Blac de Cornavin bekommt eben jetzt neue Glasfenster, die man ohne zu übertreiben neben den ganz alten kostbaren alten lassen kann. Teile aus Schwebharts Glasarchitektur scheinen lebendig, und Hoblers Art bis zu seinem Tode in Genf nicht anerkannt, spürt man in dem Einfluß seiner frestehhaften bunten Bilder. „Schlacht von Nafels und Rückzug von Maritano“. Auch die Kunst zeigt in Genf ein Beispiel der Harmonie. So klar ist die ungesprochen wirksame Kraft des alten romanischen Formerkteils. Auch hier sieht man, daß das Gesingen nicht mühselos in den Saal fiel. Ältere Konvention steht hart neben dem Neuen. Leere des Stillstands im konventionellen Wald- und Wäldchenbild, durch die sich das Neue nicht ohne starke Konzentration hindurchschieben konnte, gleich einem Keil. Es war aber ein Schiffstiel mit Tielgans. Und in der Tiefe raulden Farben in so starkem Strom, daß für die Gestaltung noch genua übrig blieb, daß es das geben kann: neue Kunst. Hier gibt es das, weil es nämlich auch Zeit gibt zur Ent-

fastung und zum langsamen Bau, bei dem Knospe sich an Knospe setzen kann.

Leuchtende Leppichtkunst, türkische Kaleidostopie gedreht, tiefer, warmer Farbe und oberdeutsche, knappe Herbitheit der Form gestalten sich gegenseitig wie in der stark gehaltenen Sinfonie von Rot, Violet und Braungelb und in den beiden primitiven Orientisheiten eines Seitenfensters, dessen oberer Teil jetzt ein Baugerüst verdeckt. Ober abgeflachter romanischer Formgeschmack verbrämt die Hölzer-Theorie der Parallelen mit blühendem Farbenspiel in Blau, Violet, Rot, Gelb und Grün. Kunst die nicht Krampf ist sondern das Leben umschlingt, in ihm emporkwächst.

Möglich, daß so etwas nur wächst in diesem Land glücklichen Auszeichens: Schweizer Urkraft und romanischer Form.

Leben ist nicht abzuschreiben. Doch das Wissen davon als leise erschütterndes Hinüberlaufen kann vielleicht die Verbindung mit lange Verhülltem langsam aufbauen. Die leise plätschernden Waller romanisch propinzieller Lebendigkeit schlagen an den Kai des Sees von Geni.

Ruth Morold.

## Frauen-Zeitung

Die Berufsrau als ideale Hausfrau. Der vielfach äußerten Ansicht, daß eine im Berufs- und Geschäftsleben lebende Frau keine gute Hausfrau und Mutter sein könne tritt Jane Taverner in einem Londoner Blatt mit guten Gründen entgegen. Sie behauptet daß die Berufsrau ganz im Gegenteil die ideale Hausfrau sei. Wohl keine andere Frau liebt ihr Heim so sehr wie die, die ihr Brot außerhalb des Hauses verdient." schreibt sie. Nach einem im Bureau verbrachten Tag nach einem Abend auf der Bühne nach vielen Besuchen als Artistin ist sie glücklich, in den behaglichen Frieden ihres Heims zurückzukehren und verlangt nicht nach Vergnügungen oder Nachleben. Die Berufsrau die ihren Beruf und ihr Heim liebt, ist vollkommen befriedigt. Langweilig ist das Heim nur den Frauen, die immer zu Hause sind und sich nach Abwechslung sehnen. Frauen, die außerhalb ihres Hauses hart arbeiten empfinden den Haushalt als eine angenehme Unterbrechung ihrer Berufstätigkeit. Ihre Kinder sind für sie eine unerschöpfliche Quelle des Glücks und Kochen ist ihnen ein interessanteres Vergnügen als in Restaurants gehen. Wenn Behörden ihren Beamtinnen das Feiern unterlagen wollen so beachten sie damit einen schwerer Fehler, denn die Erfahrungen der Ehe die Erziehung der Kinder bereichern die Frau um wichtige Lebenserfahrungen die sie in ihrem Beruf gut verwenden kann. Aber auch das Mädchen, das in der Ehe ihren Beruf aufsaugt, ist eine bessere Gattin und Hausfrau als die junge Dame, die vorher ohne Beschäftigung war, sie weiß jetzt erst die Freiheit zu schätzen, die sie durch ihre Verheiratung erlangt hat und sie wird eier die Hausaltungsarbeiten übernehmen, die ja weniger anstrengend und angenehmer sind als die lange Tätigkeit im Bureau. Deshalb ist die berufstätige Frau als Ehefandbätin unter allen Umständen vorzuziehen.

Ist der Mann oder die Frau eifersüchtiger? Ein engher Ehecheidungsrichter hat kürzlich die Frauen das eifersüchtige Geschlecht genannt, und die Bezeichnung hat eine Zeitschrift veranlaßt eine Umfrage über das Thema zu veranstalten ob die Frau oder der Mann eifersüchtiger ist. Das Ergebnis aus den zahlreichen Antworten läßt sich in der Feststellung eines Psychologen ausdrücken, der schreibt: Die Männer sind im allgemeinen im Geschäftsleben auf einander eifersüchtiger und die Frauen sind auf einander eifersüchtiger in der Liebe. Ich habe Frauen getroffen, die in Bezug auf das andere Geschlecht ganz ohne Eifersucht waren, und ich habe einen Mann beobachtet, dem unbegründete Eifersucht sein ganzes Leben vergiftete. Er hatte eine sehr schöne Frau geheiratet, die ihm in 15jähriger Ehe nicht den geringsten Anlaß zur Eifersucht gab, aber er wurde innerlich von diesem Gefühl verzehrt und da er seine Empfindungen nicht zu äußern wagte, so traten dadurch schwere Nervenleiden ein. In der Dichtung erscheint der Mann als der eigentliche Träger der Eifersucht. Man braucht nur an Othello zu denken. Aber gerade die Frauen sind es die behaupten daß beim Mann die Eifersucht nicht eine solche Leidenschaft erzeuge und eine so beherrschende Rolle wie bei der Frau. Eine Dame der Gesellschaft Lady Alexander, möchte diese geringere Eifersucht des Mannes allerdings auf den Engländer beschränken. Ausländer sind nach meinen Beobachtungen viel eifersüchtiger als Engländer." schreibt sie. Der durchschnittliche Engländer ist nur in ganz besonderen Fällen eifersüchtig, und dann schreibt er sofort zur Selbsthilfe.

Staatliche Ehevorschriften. Wir leben ja heute angeblich in einem Zeitalter der unglücklichen Ehen. Aberall in der Welt sucht man eifrig nach Heilmitteln gegen diese „Krankheit“ unserer Zeit. Eine schwedische Politikerin behauptet, daß die meisten unglücklichen Ehen ihres Landes glücklicher wären, wenn der Paragraph des bürgerlichen Gesetzbuches, der von den Rechten und Pflichten des Ehemannes handelt, folgendermaßen lauten würde: Der Mann ist das Haupt der Familie. Er ist aber verpflichtet sich um seine Frau wie um sich selbst zu kümmern. Hat der Mann ständige monatliche Einkünfte, so ist er verpflichtet, am 1. eines jeden Monats seiner Ehegattin einen bestimmten Teil seiner Einkünfte in bar für ihre privaten Ausgaben zu übergeben, ohne

daß sie verpflichtet wäre, hierüber Rechnung zu legen, es wäre denn, daß die Ehegattin, weil sie selbst Vermögen besitzt, auf diesen Betrag verzichtet. Ertrant die Gattin, so ist der Mann verpflichtet, ihr auf ihr Verlangen sofort ärztliche Hilfe zuzulassen zu lassen. Die Dienerschaft des Hauswesens hat der Mann zu belohnen, allerdings nur dann, wenn es sich um männliche Personen handelt; handelt es sich aber um weibliche Personen so steht dieses Recht ausschließlich der Ehegattin zu.

Ein Rezept für Frauenreiz. Worin besteht jener besondere Reiz der Frau, den wir als „Charme“ bezeichnen? Diese Frage sucht Deret Haukner in einem Londoner Blatt zu beantworten und meint, daß Körperlichkeit bei diesem Reiz der Frau nicht in Betracht käme. Auch die häßliche Frau kann „Charme“ haben denn es ist eine innere Grazie die ihre Bewegungen, ihre Haltung und ihr Benehmen erfüllt. Dieser Frauenreiz entfaltet sich in den mannigfaltigsten Formen; er liegt in allen Geistesdächern; nur wird er häufig nicht gewetzt. Aber die reise Frau kann ebenso besaubernd sein wie der Badfisch; es ist weder ein Vorrecht der Jugend noch der eleganten Kleidung. Dieser Reiz kann in der Stimme klingen, in einer besonderen Nuance des Ganges, im Nienenspiel oder in der Bewegung der Hand. Er läßt sich nicht erlernen und einstudieren denn er stammt aus einer geistigen Harmonie, aus einer besonders glücklichen Veranlagung der Persönlichkeit. Nur durch Umformung des Charakters kann man diesen Frauenreiz erhalten. Und eine erfahrene Dame hat dafür das folgende Rezept angegeben: Nimm zu gleichen Teilen Humor und Mitleid und mische sie mit einigem Lot Güte und Menschkenntnis. Füge dazu eine Messerspitze Gefühl und besuchte das Ganze mit einer Menae von Milch der frommen Denkart. Verwende diese Mischung freigegeben allen rauhen Außenreizen der Menichennatur gegenüber die du antriffst.

## Reise u. Verkehr

Der Fußgänger als Verkehrshörer. Daß die Gesetze der Straßenverkehrs auf den harmlosen Fußgänger nicht gut zu sprechen sind und ihn eigentlich für eine überflüssige Erscheinung in der modernen Großstadt halten, ist eine Tatsache, die auch die Berliner jetzt bei der neuen Verkehrsordnung spüren müssen. Aber wir können uns damit trösten, daß es in andern Ländern nicht anders ist. Der New Yorker Polizeikommissar Enright fordert sogar schwere Strafen für Fußgänger, die ohne ausdrückliche Erlaubnis des Verkehrs-polizisten eine Straße zu überschreiten wagen. Die grauenhaften Skelette, die als Warnungszeichen eines drohenden Todes an den Straßenecken angebracht worden sind, äugen augenscheinlich noch nicht, um die widerpenstigen Fußgänger in Ordnung zu halten und zur Vernunft zu bringen. Die Verkehrshörer sind nach der Ansicht dieses Sachmannes nicht dazu da, um als „Kinderfrauen“ des Publikums die Anstandslos und Zerstreuten aus dem Chaos der Fahrzeuge zu retten, sondern sie sollen als Werkzeuge der strengen Strafen den Obrikeit eben Fußgänger, der ihrem Wink nicht gehorcht, beim Kragen fassen und ins Gefängnis abführen. An dem Tod von 300 Menschen, an der Verwundung vieler Tausender, die im letzten Jahr ein Opfer der New Yorker Straßen wurden, sind nicht etwa die Chauffeure oder Kutscher schuld, sondern ganz allein die Passanten, die nicht genügend aufwachten. „Es muß allen Fußgängern auf drastische Weise klar gemacht werden, daß eine belebte Straße ein gefährlicher Aufenthaltsort ist.“ sagt Enright, und daß man bei einem solchen Straßenübertrampeln nicht an Geldstrafe denken darf, sondern seine fünf Sinne gehörig zusammen nehmen muß.

Ein neuer Sierradampfer des Norddeutschen Lloyd. Der Südamerikadienst des Norddeutschen Lloyd hat durch die Fertigstellung eines vierten neuen Dampfers vom Typ der Sierraklasse eine weitere wertvolle Verstärkung erfahren. Der auf der Werft des Bremer Vulkan in Beueland erbaute Dampfer „Sierra Morena“ hat am 25. Oktober vollbelegt seine erste Reise über Boulogne sur mer, Coruna, Villagarcia und Biao, Oissabon und Madetra nach Brasilien und Argentinien angetreten. Die nach Entwürfen von Professor Paul Ludwiga Troost in München von den Bremer Holstunfwerkstätten Johs. Andrejens ausgeführte Ausstattung der Gesellschaftsräume und Kabinen rief bei den Passagieren lebhaftes Anerkennung hervor, die sich nicht nur auf die geschmackvolle künstlerische Gestaltung, sondern auch auf die Behaglichkeit der aerodynamischen, hervortragend ventilierten Salons und Einzelzimmer bezog.

## Scherz und Spott

Die schwere Rolle. A.: „Meine Frau wird eine recht schwere Rolle in dem Stück haben.“ B.: „Wieso? Ich dachte, sie hätte darin fast nichts zu sprechen!“ — A.: „Eben, das ist's was ihr sehr schwer sein wird.“ (London, Opinton.)  
Das letzte Wort. Wenn ein Mann seiner Gattin gegenüber wirklich mal das letzte Wort behauptet, so ist es immer dies: „Na, also meinetwegen, kauf dir das Ding!“ (Wallejo Chronicle.)